

Universitäts- und Landesbibliothek Bonn

Das Ernst-Moritz-Arndt-Buch

Arndt, Ernst Moritz

Stuttgart, 1925

Unsere Sprache und ihr Studium

urn:nbn:de:hbz:5:1-26079

Unsere Sprache und ihr Studium

Hier soll nicht sowohl geredet werden von der innersten Eigentümlichkeit unserer Sprache, von ihrem Verhältnis zu älteren und neueren Sprachen, von ihrem hohen Alter, ihrer Ursprünglichkeit, Reinheit, Keuschheit, Geistigkeit und von anderen Vorzügen derselben, sondern vielmehr wollen wir nur einige Bemerkungen niederlegen, welche sich aus allgemeinen Verhältnissen und aus unserer gegenwärtigen Zeit zunächst ergeben, wobei sich aber einsplechten wird, was uns überhaupt oder nur für den Augenblick bedeutend scheint. Wir wollen diesen allertiefsten Gegenstand nicht erschöpfen, sondern bloß darüber spielen, in diesem leichten Spiele dasjenige festhaltend, was unser Gemüt gerade am lebendigsten anzieht. In dieser Zeit, wo manches Alte gleichsam wiedergeboren werden, manches auch mit ganz neuem Leben sich entwickeln und gestalten will, hat sich auch für die liebe Muttersprache eine große Teilnahme und Liebe geregt und nach verschiedenen Seiten hin in vielen erfreulichen Zeichen offenbart.

Jede Sprache ist das geheimnisvolle Urbild zuerst einer weit zurückliegenden Vorzeit, wovon wir uns höchstens noch einen Traum machen können, zweitens ist sie das Urbild eines in einer großen Genossenschaft abgeschlossenen, eigentümlichen Seins und Lebens, sie ist ein tief verhülltes Bild eines ganzen Volkes, welches jedoch in Klängen und Farben und Scheinen täglich klare Zeichen seiner Bedeutung geben muß. Über das innere Wesen der verschiedenen Sprachen, worin zugleich das eigentümlichste, innigste Leben der verschiedenen Völker verschlossen liegt, welche diese Sprachen gebrauchen, ist viel Tiefes und Schönes gesagt

worden und kann alle Tage Neues gesagt werden; so unerschöpflich reich ist diese Goldgrube für den denkenden und betrachtenden Schauer und Forscher. Auch unsere Sprache ist in dieser Hinsicht von vielen betrachtet worden, wie sie sich in dem Volke, und wie das Volk in ihr sich abspiegelt. Davon haben wir an anderen Orten gesprochen und wollen hier nicht davon reden. Das aber müssen wir hier zum zweiten und dritten Male erwähnen und darauf als auf einen großen Hauptpunkt hinweisen, daß die deutsche Sprache eine Ursprache und keine zusammengeschwemmte Mischlingsprache ist, daß die Deutschen sie vom Anfang ihrer Geschichte scheinen gehabt und nicht durch irgendeine Gewalt als ein fremdes Gut scheinen überkommen zu haben wie die Franken die gallo-romanische, die Goten die romano-arabische Sprache. Sie scheint ihnen daher auch so recht zu passen und eigentümlich anzugehören und mit allen ihren Wurzeln in ihrem Gemüte und in ihren Trieben verwachsen zu sein, weil sie sich wahrscheinlich in ihren ersten Anfängen mit ihnen gebildet hat. Was dies auf das große Gesamtleben des Volkes und der Sprache, auf das große geistige Gemeinbild, welches von beiden im innigen Spiele zueinander überspielt und die verschiedenen Jahrhunderte und Jahrtausende mit ihren Wechseln von Schicksalen und Gestalten in deutlichen Zeichen ausgeprägt zeigt, für einen gewaltigen Einfluß hat, das hat schon Fichte in seinen Vorlesungen an die deutsche Nation vortrefflich angedeutet. Jene romanisierten Germanen nämlich, welche in Frankreich, Italien, Spanien, England wohnen und Mischlingssprachen sprechen, haben ja auch einen geistigen Strom und ein geistiges Bild, die durch ihre Sprachen brausen und leuchten, aber sie entbehren des lebendigen, in ihnen selbst in ewiger Jugend quellenden und schaffenden Urborns der Sprache, die noch immer ein Leben, einen Atem, ein Streben hat; die Sprache kann bei ihnen nicht mehr wie aus ihr selbst, wie aus Gott, wie aus dem ganzen Volke werden, weil die Wurzeln ihrer Sprachen nicht in dem ganzen

Volke liegen, sondern zum Theil in längst vergangenen und verschollenen Völkern und Zeiten, wo einige Gelehrte und Weise daher graben und dasjenige heraussuchen müssen, was alle eben für neue Bedürfnisse gebrauchen. Bei uns aber schaffen nicht bloß die Gelehrten neue Zeichen und Wörter für neue Dinge und Begriffe; nein, die meisten neuen Zeichen und Wörter werden bei uns, ohne daß man häufig weiß, wo sie geboren, und woher sie gekommen sind, die rechten neuen Zeichen und Wörter werden, wie alles tüchtige Leben wird, sie quellen und sprießen unmittelbar aus dem Volke hervor und bleiben unter dem Volke. Das kann aber bei jenen romanisierten Germanen nicht geschehen, bei welchen die Wurzeln ihrer meisten Wörter lange das eigene, frische Leben verloren haben und größtenteils gleich getrockneten Pflanzen in den Kräuterbüchern der Sprachgelehrten, in den Wörterbüchern und Sprachlehren, aufbewahrt werden.

Über diese tiefen und verborgenen Dinge ließe sich wohl viel Tieffinniges sagen und spielen. Es dürfte vielleicht nicht zu kühn sein, anzudeuten, daß eine Zeit kommen könnte, eine Stufe der Bildung und Entwicklung, wo die romanisierten Sprachen und andere ihnen ähnliche in Verzweiflung geraten müßten, für diese Zeit und für ihre Erscheinungen und Bilder die neuen Zeichen zu finden. Denn einen jungen und frischen Baum magst du wohl wenden und beugen, daß er in einer neuen Richtung wachsen und eine andere Gestalt annehmen muß, als zu welcher er sonst hinauswachsen wollte; aber einen alten Baum, dessen Stamm schon steif ist, und dessen Wurzeln und Gipfel hie und da schon anfangen zu trocknen, beugst du nur, damit er zerbreche. Wenn eine solche Zeit käme, könnte sich wohl begeben, daß die Germanen, welche ihr Uraltes rein erhalten und bewahrt haben, die Deutschen, Holländer, Schweden, Dänen, Norweger im geistigen Reigentanz notwendig die Vortänzer werden müßten.

Doch wir verlassen diesen Gegenstand, der nur in ein-

zelnen blitzenden Ahnungen erscheinen kann und, wenn man ihn als eine feste Gestalt erfassen will, immer gleich einem gespenstischen Traum zerrinnen muß. Wir ziehen lieber in einem flüchtigen Umriß einzelne leichte Schattenstriche, wie Volk und Sprache in ihrem Glück und Unglück einander wieder richtig malen und in merkwürdigen Gegen-
spiegeln und Gegenbildern zeichnen.

Die Sprache der Altvordern und die deutsche Sprache überhaupt bis zum elften Jahrhundert war rauh, streng, herb, kurz, voll und dumpf, wie sie in rohen und unentwickelten Zuständen der Völker zu sein pflegt; von dem zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert abwärts beginnt sie milder, zarter, klangreicher und gewandter zu werden. Dies war die Zeit hoher Blüte und Weidlichkeit des Volkes, und auch der Charakter der Sprache ist Weichheit, Rundheit, Milde, Gemütlichkeit und Traulichkeit und Freude und Fröhlichkeit im allerhöchsten Grade; wie das Volk diese Tugenden und dieses Glück damals auch besaß. Doch war die Sprache nur erst für die Dichtkunst ausgebildet. Erst in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts begann sie auch für die Prose sich zu entwickeln, und wir haben noch viele schöne Proben, was damals der Wohlstand und Reichtum einzelner Reichsstädte hervorlockte. Doch das deutsche Gepräge für alle Zeiten drückte ihr der außerordentliche Mann auf, der in anderer Hinsicht eine neue Weltepöche begründete, Dr. Martin Luther in Wittenberg. Was auf deutsch lieblich oder furchtbar, donnernd oder säuselnd, mild oder rauh, stark oder weich, zornig oder freundlich geredet und geklungen werden kann, das hat dieser seltene Mann uns in einem großen Vorbilde hinterlassen in seiner Bibelübersetzung und in seinen deutschen Schriften. Das Gerade, Runde, Volle, Einfältige, stracks zum Ziel Gehende und keine langen Flechtungen und künstlichen Verschlingungen und Windungen Vertragende, kurz das Deutsche in Sinn, Art und Klang hat Luther getroffen, und wer je gut deutsch schreiben und

reden lernen will, der muß ungefähr empfinden lernen, was in ihm gelebt hat; denn nachahmen läßt sich das Außerordentliche nicht. Jede Zeit hat ihre eigentümliche Gestalt, ihre Lichter und Schatten in den Dingen und deren Bildungen, welche der Künstler nicht übersehen darf; aber hier liegt ein Muster für die Ewigkeit, ein ungeheurer Torso, den sie anschauen und daran erschauen können, ob etwas Ähnliches aus ihren Trieben und Herzen hervorquellen kann.

Luther hatte der Sprache Haltung, Gediegenheit, Klarheit, Kraft, Klang und Ton gegeben und jenen Ernst und jene Gewalt, welche in seiner Zeit und in seinem Schicksal lagen. Es war nicht die Zeit der Minnesänger und Hohenstaufen. Nach ihm sank Deutschlands Leben, Glück und Ruhm tiefer und tiefer. Die deutsche Literatur und Sprache ward von der polemischen Theologie und von der Aristotelischen Philosophie ergriffen, soweit diese jener dienen konnte. Alle freiere Idee des Lebens, der Wissenschaft, auch alle Lust und Anmut der Liebe und Freude wich aus der Sprache, wie sie durch das fürchterliche Gezänk aus dem Leben verschleucht wurden. So stritt man sich ein volles Jahrhundert um ein Nichts, das bei dem Ernst des Zeitalters doch ein großes Etwas war. Darauf kam der Dreißigjährige Krieg, dessen unbeschreibliche Wut den letzten Wohlstand des Vaterlandes zerstörte. Die Sprache sank mit dem deutschen Volke und mit der Herrlichkeit des Vaterlandes von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer tiefer und bildete die Elendigkeit und Jämmerlichkeit des Volkes auch in sich ab. Dies ging so fort von Luther bis zum Jahre 1660, also etwas über hundert Jahre. Von diesem Jahre 1660 bis zum Jahre 1750, wo die französische Literatur und Sprache über ganz Europa die Herrschaft behauptete, erscheint die deutsche Sprache in ebender schwächlichen Kränklichkeit, worin leider das Deutsche Reich und Volk darniederlag. Ihr geschah, was kränklichen Leibern geschieht, welche jede fremde Ansteckung,

Aussatz und Kräze sogleich annehmen. Sie bekam die völlige Kräze, die lange unheilbar schien. Vergebens hatte der Boberschwan Spiz und der tiefe Flemming ihren letzten Nachsommer noch beklungen, der kalte, unfreundliche und halbtote Herbst kam mit aller seiner Unleidlichkeit und Unlieblichkeit unaufhaltbar heran, und die Kräze konnte nicht in seiner nassen Kälte, noch viel weniger aber in dem kalten Winter geheilt werden. Die ursprünglichste, reichste, vollste Sprache mußte sich wie eine taubstumme Stammerin und Stotterin gebärden, und als ob sie ohne Sang und Klang, ohne Bild und Idee, ohne Worte und Zeichen war, ließ sie Wörter von allen Völkern, am meisten aber von den Franzosen, und dünkte sich in diesem bunten und närrischen Harlekinsrock recht stattlich und liebenswürdig. Diese Verblendung hörte auf in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts, aber mit der Erkennung des Übels war das Übel selbst noch nicht verschwunden; auch ward es in seiner Tiefe und in seinen Wurzeln nur noch von wenigen ganz erkannt, und die volle Wiederbelebung und Wiedererhebung der Sprache konnte ja nicht allein von denen ausgehen, welche mit Eifer und Glück die Wissenschaften und Künste trieben, wodurch eine Sprache verherrlicht wird. Sie mußte aus dem vollen Wohlsein und Hochgefühl des ganzen Volkes ausgehen; und wo war das geblieben? Wir sind vielleicht in dem Anfange einer solchen Epoche; die wackeren Deutschen, die um die Jahre 1750 und 1770 blüheten und wirkten, konnten aus der langen Nacht kaum eine solche Dämmerung ahnen; und sie ahnten sie wirklich nicht.

Doch darf hier bei der Klage über das allgemeine Versinken und Verderben der herrlichen Muttersprache nicht unerwähnt bleiben, daß das Luthertum durch das fleißige Lesen der Bibel und durch die Begeisterung frommer Sängers in gebundener und ungebundener Rede hie und da eine löbliche Reinheit, Kraft und Einfalt der

Sprache und einen lebendigen Fluß der Rede erhielt, als alles schon tot oder mit fremder Ziererei gemischt und überladen war. Ja, in allen lutherschen Ländern hat die heilige Dichtkunst immer noch einzelne reine Schwäne und unschuldige Nachtigallen behalten, welche in zarten und mächtigen Tönen von dem Himmel und der ewigen Welt die Wonnen und Geheimnisse sangen, als alles andere in Geträchze und Geschnatter ausgeartet war. Diese begeisterte Dichtkunst der Evangelisch-Lutherschen, deren Meister und Vater auch der Dr. Martinus war, wirkte wie in Deutschland so in den verwandten nordischen Reichen als eine fast ähnliche Erscheinung. Reine und gediegene deutsche geistliche Lieder gibt es aus jedem Jahrzehnt seit der Reformation.

Ich will hier nicht wiederholen, was von andern gründlicher und besser gesagt ist, als ich es sagen könnte; ich will der einzelnen glücklichen und unglücklichen Bestrebungen deutscher Männer schweigen, welche mit redlichem Eifer in jener Zeit gearbeitet haben, unsere Sprache und Literatur, die in ganz Europa das Wörtlein *Barbarei* und *Geschmacklosigkeit* hörte, wieder zu Ehren zu bringen. Sie haben getan, was sie konnten, sie haben einzeln und abgerissen zum Teil Treffliches geleistet; aber eine großartige deutsche Literatur konnte unmöglich werden, da alle Grundlagen eines festen Lebens und eines hochvollenden, hochstrahlenden und hochgebietenden Volkes fehlten. Wem fällt hier nicht Klopstock ein, der edle und reine deutsche Mann, und wieviel er gezündet hat und zünden wollte? Und doch wie stand er oft so ganz allein, ein tragisches Zeichen in einer mittelmäßigen Zeit, eine Hieroglyphe, die so wenige zu deuten verstanden! Und mangelten nicht gerade jene ersten Herrlichen von 1740—70, welche aufräumten und auskehrten und auf etwas Edleres und Eigeneres hinwiesen, fast alles Mittelpunkt des Lebens und oft alles Verständnisses der Zeit, die erst spät teilnahm, und mußten sie nicht fast alle zu-

gleich Wasser und Strom sein, da ihnen das Volk fehlte? Es war kaum möglich, daß bei so schweren Verhältnissen ein freudiges Dasein in Kunst und Dichtkunst und Lust und Freude der Sprache sich entwickeln konnte. Das war aber in jener Zeit das traurigste, daß selbst diejenigen Männer, die sich mit Glück der Kunst weiheten, die Geschichte der Vergangenheit fast ganz verloren hatten, daß wenige davon etwas wußten, daß jemals schon eine deutsche Herrlichkeit in Sprache und Dichtkunst gewesen war. So suchte denn jeder in einer gestaltlosen, liebeleeren und ruhmleeren Zeit nach dem Bilde, das er sich von deutschem Streben und deutscher Kunst gemacht hatte, sein bestes Gemüt in seinen Werken abzuprägen; aber des Bildes entbehrten alle, wodurch sie eine feste, würdige Gestalt, ein volles Leben und ein Gepräge für die Unsterblichkeit hätten gewinnen können, des Bildes eines Volkes. Es wäre wohl lächerlich, zu leugnen, daß die meisten in jener Zeit in Deutschland erschienenen Schriften und Gedichte deutsch sind; aber innigst und einfältigst aus deutschem Leben und Wesen und Gemüte hervorgegangen sind wenige. Die meisten hallen und wehen von fremden Tönen und Hauchen und schimmern in einer Mittelwelt, worin, wie sehr sie es selbst auch verdammen, eine gewisse welsche Art immer noch den Meister spielt. Wie edel die Männer rangen, mag man wohl am besten in dem Schmerze würdigen, der sie überfallen mußte, wann sie innewurden, wo das tiefe Übel lag, das sich durch die Länge der Zeit allen mitgeteilt hatte. Darum soll Klopstocks großes Herz, und was der herrliche Mann gewollt hat, und was er in solcher Zeit geleistet hat, nie ein Deutscher vergessen, noch auch wissen so viele andere wackere Männer, wenn sie auch fern vom Ziele geblieben, würdig beflissen waren. Wir können uns die Schwierigkeiten jetzt kaum vorstellen, womit die zu kämpfen hatten, welche in den Jahren 1730 und 1740 gleichsam von vorn anfangen mußten — und in welcher Zeit?

Es fehlte?
Verhältnissen
und Lust
Das war
diejenigen
die Ge-
witten, daß
eine deut-
lesen war.
eeren und
von deut-
atte, sein
aber des
würdige
r die Un-
des eines
daß die
en Schrif-
einfältigst
e hervor-
ehen von
in einer
verdammt-
Meister
wohl am
überfallen
lag, das
atte. Dar-
herrliche
t geleistet
en so viele
vom Ziele
n uns die
u kämpfen
gleichsam
er Zeit?

Wir schienen denn damals wieder eine Literatur zu bekommen, aber jetzt dürfen wir wohl sagen: es war keine ganz deutsche. Das meiste, was jene Zeit erstrebt und erwirkt hat, muß notwendig in dem Strome der Zeit untergehen, weil es keinem bestimmten Volke und keiner bestimmten Zeit als eine natürliche und notwendige Lebensblüte anzugehören scheint. Später, als jene ersten Helden den Weg wieder vom fremden Schutt und Schmutz gereinigt hatten, hat Goethe sich auf eine einzige Art durchgebrochen, er und Schiller und Herder und noch einige haben wieder eine deutsche Sehnsucht erregt, und ein junges, frisches, titanisches Geschlecht hat die letzten drei Jahrzehnte nach den verschiedensten Richtungen hin gestrebt und gewirkt, etwas Kühneres, Freieres und Lebendigeres zu erschaffen, als was aus jener Mittelzeit hervorgegangen war, in welcher das Gefühl und der Schmerz und fast immer das Bewußtsein der schweren welschen Krankheit so oft die kühnen Aufflüge lähmte. Die noch Lebenden, welche jener Mittelzeit angehörten oder ihre nächsten Erben gewesen waren, haben dieses titanische Streben Frevel und Übermut gescholten und es mit den Umkehrungen verglichen, die wir im Politischen erlebt haben, wovon allerdings etwas mit darin ist. Noch dauert der Kampf und Streit, doch ist auch hier Leben und Bewegung, und nichts hat sich abgeklärt; und ist Kraft in dem feurig siedenden Sprudel, so darf die Gärung sich nicht so geschwind abklären. Doch deucht es manchen, daß hier und da frischere Blumen am deutschen Parnas zu blühen beginnen. Es ist ein schweres Unterfangen, die eigene Zeit im einzelnen zu richten und zu erklären.

Soll ich nun sagen, wie es mit der deutschen Sprache steht? Sie hat sich freilich seit den Jahren 1730 und 1740 von dem fremden Ausfatz wieder gereinigt. Aber jene Arbeit war nur die Wegschaffung des Übels, sie war noch nicht die wiederhergestellte Gesundheit und neugeborene Stärke. Eines muß ich hier sagen, was unserer Sprache

widerfahren ist. Sie ist freilich in den letzten achtzig Jahren sehr ausgebildet und besonders zum wissenschaftlichen Gebrauche geschickt gemacht worden; aber diese Auszubildung und Bearbeitung geschah fast bloß nach der einen Seite hin, sie geschah fast allein von Gelehrten und — was schlimmer ist — von sogenannten Stubengelehrten. Erst in den letzten dreißig Jahren ist es hie und da anders geworden. Von den höheren Ständen war die Muttersprache als eine gemeine Magd fast ganz ausgeschlossen, und im Volke unten war das Leben kein fröhliches, schöpferisches, sich selbst fühlendes und erkennendes Leben mehr. So ist sie denn durch diese Verhältnisse, möchte man sagen, oft zu fein und zu geistig geworden, in vieler Hinsicht fast zu dünn und lustig für das unmittelbare Leben der Dichtkunst und Rede, sie hat an Fülle, Gediegenheit und Schwere verloren, was sie an Gewandtheit, Bestimmtheit und Leichtigkeit gewonnen hat: sie ist für eine Sprache des unmittelbaren Seins mehr eine Sprache des vermittelnden Begriffs geworden. Dies Schicksal hat die deutsche Sprache mit mehreren andern Sprachen gemein. Wann das Zu-Gesellige und Zu-Wissenschaftliche sich einer Sprache bemächtigt, verschwindet der feste Kern, die kühne Fülle und die unbewußte Tiefe und sinkt wieder in den Schoß des einfältigen Volks zurück. So ist es uns auch geschehen. Was für diesen Kreis zu voll und zu schwer war, ist wieder zum Volke versunken; und das wage ich ohne Übertreibung zu sagen, daß wegen des im ganzen armen, trüben, unlustigen, bedingten, einseitigen und abgeschiedenen deutschen Lebens, welches sich in dem letzten Jahrhundert gemacht hat, viel köstlicher Klang und Sang und viele der herrlichsten Sprichwörter, Redensarten und Wörter ganz aus der Gemeinschaft des Lebens entwichen sind, eben weil das Leben kein gemeinsames deutsches Leben war, und weil diejenigen Klassen, welche die Sprache vorzugsweise erhalten und weiterführen sollten, zu hoch über oder — wenn man will — zu tief unter dem Volke standen,

und weil also nicht aus dem großen Urborn die ganze, volle Flut der Gefühle, Bilder und Anschauungen des Lebens und seines Urbildes der Sprache von dem Volke zu ihnen immer hin und her flutete. So ist eine gewisse Schwächlichkeit, Weitschweifigkeit, Unbestimmtheit, Künstlichkeit, die unsern früheren Zeiten ganz fremd war, und die dem eigensten Gemüte unsers Volkes auch noch fremd ist, in die Sprache gekommen, die sich bei einem großen Schein von Reichtum jetzt doch in einem sehr engen Kreise von Wörtern bewegt und zwar größtenteils von solchen Wörtern, die durch die Sprache der Schulen und Wissenschaften meistens schon vergeistigte, gespenstische und dünne Worte geworden sind, welche, weil ihnen die sinnliche und urgeborne Schwere ausgezogen ist, nur noch sehr wenig von unmittelbarem Leben und kräftiger Anschuld und unbewußter Einfalt haben. Fast mehr als bei andern Völkern geht die deutsche Literatur über das Volk hinaus; viele Bücher sind in deutscher Sprache geschrieben, aber so geschrieben, daß sie auch ein jeder Allermenschen geschrieben haben könnte. Dies ist nicht bloß ein Zeichen unserer Wissenschaftlichkeit und Idealität, die man ja eher loben als tadeln müßte, sondern ein lange schon bestandener Brauch, kraft dessen die Männer der gelehrten Innung sich manche Jahrzehnte gebärdet haben, als brauche der eigentliche Gelehrte gar kein Mensch des Volks noch für das Volk zu sein. Ein Irrtum, den sowohl die Gelehrten als das Volk haben büßen müssen. Der Deutsche rühmt sich vorzüglich der deutschen Philosophie, vielleicht nicht mit Unrecht; aber diese Philosophie hat die Sprache oft auf das übermütigste gebraucht und gemißbraucht, sie ist häufig eine wahre Sprachverderberin und Sprachverwirrerin und Wörterzerseherin gewesen und hat manchen Wörtern für immer den Nerv ausgeschnitten, auch so willkürlichen und zum Teil so verkehrten Gebrauch eingeführt, daß sie das Schwankende, Unbestimmte, Lichtlose und Farblose, kurz das Gespenstische, was uns aus so

vielen deutschen Büchern anwehet, immer noch hat vermehren geholfen. Soviel ist einmal gewiß, daß die Wissenschaft und Philosophie ihrer Natur nach feine Schröterinnen und Beutlerinnen sind, welche die groben und schweren Körner der Sprache zermalmen und als das feinste Sicht- und Beutelmehl auslaufen lassen. Wenn diese sich nun selbst die Gemeinschaft mit dem Volke abschneiden, welches, wann der alte Vorrat zermahlen und zerrieben ist, die groben und schweren Körner eben immer neu liefern muß, so muß die Sprache ja wohl endlich in eitel zermalmtes Gries verwandelt werden.

Auf einem solchen Wege waren wir und sind wir zum Teil noch. Uns ist begegnet, was allen Völkern auf gewissen Bildungsstufen notwendig begegnen muß. Wenn nicht in dem Volke selbst ein gewisser Sinn der Einfachheit und Großheit sich erhebt und den zu sehr verfeinerten Stoff in sich schluckt und gröberen und tüchtigeren aus seinem unerschöpflichen Vorrat wieder herausgibt, so verschwinden bei aller der feinen Spaltung und Reibung und Glättung und Verzierung der Wörter und Perioden, bei aller Zierlichkeit und Feinheit, der man sich mehr und mehr befleißigt, endlich die unschuldigen und frischen Geister, die sonst in der Sprache lebten, die unmittelbaren, großen und kühnen Gedankenbilder, die man mit dem Klange der Worte sonst noch faßte; die Sprache wird ein kalter, matter Zierling und Schwächling und ist auf ewig tot für alle stolzen und freien Schwünge und Flüge, womit sie sich in ihrer Jugend fortschnellte. Werden wir zu einer solchen Grenze gelangen, welche zugleich das Nichtweiter des deutschen Lebens und Strebens wäre? Ich hoffe es nicht. Mir kommt vor, als sei auch für die Sprache die Morgendämmerung einer schöneren Zeit aufgegangen. Sie kann mit dem Volke nur auf dem politischen Wege zu ihrer alten Kraft, Fülle und Einfachheit wiedergenesen. Der Kräße ist sie freilich lange los gewesen, höchstens sitzt hie und da eine einzelne Spur davon an ihr; aber die ver-

lorne, alte Frische, Freudigkeit und Einfalt hat sie noch nicht wiedererlangt. Wenn die Deutschen erlangen, was wir von Gott hoffen, daß sie es erlangen werden, wenn sie ein öffentliches Leben erlangen, das die meisten Polizeistuben und Schreibstuben zuschließt und die Beamten und Gelehrten aus halben Scheinwesen, wo man oft zweifeln konnte, ob sie auch in irdischen Leibern steckten, in Männer der That und der Rede verwandelt; wenn wir ein öffentliches Leben erlangen, wozu alle Klassen des Volks in ihrem Kreise mitgehören, wo das unmittelbare Wort regiert für die tote Schreibfeder; wenn jemals die Zeit wiederkommt, wo es Volksfreuden, Volksjubiläum und Volksfeste gibt, wo alle Stände und alle Klassen sich zusammenleben, zusammenlieben, dann ist ein neuer Tag für die teure Muttersprache aufgegangen, dann wird wie aus einem unsichtbaren Zauber mancher Ton und mancher Laut, manches herrliche Bild und manche tote Idee, die mit ihren Hüllen, ihren Worten jetzt tief vergraben liegen, wieder an das Licht des Lebens hervorgrünen und hervorblühen. Denn ich sage es zum dritten und vierten Male: je frischer das Volk strebet und blühet, desto frischer strebet und blühet auch die Sprache. Den Trost haben wir wenigstens immer, einen gewaltigen Trost für unser Dasein und für unsere geistige Bildung, daß die Wurzeln unserer Sprache bei uns selbst liegen und durch die lebendige Flut, die in glücklichen Zeiten aus dem ganzen Volke hervorbraust, begossen und erfrischt und zum Triebe neuer Blätter und Blüten gereizt und gelockt werden. Und welch ein Reichthum und welche Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Töne, Farben, Schatten und Lichter nach dem Sinn und Gemüthe eines jeden verschiedenen deutschen Volksstammes! Und das von den Alpen bis zu den Küsten Norwegens und Islands hinab. Denn auch da gibt es Wurzeln, die für uns in dem alten Germanien am Rhein und an der Elbe einmal grünen und Sprossen und Blüten treiben können.

Ich habe von gespenstischer Dünnhheit der Sprache gesprochen, von zu großer Verflüchtigung und Vergeistigung derselben, von der Verschleifung und Zerstörung des Lebendigen, Unmittelbaren, Dichterischen in ihr. Will ich denn das Streben so vieler trefflichen deutschen Männer, die uns seit achtzig Jahren in Kunst und Wissenschaft verherrlicht haben, damit wegleugnen? Will ich überhaupt behaupten, daß die überwiegende Geistigkeit in den Deutschen ein Gebrechen sei, daß nicht auch jede Sprache, insofern sie eine gebildete Sprache heißen soll, eine gewisse geistige Feinheit und Dünnhheit haben muß, um gewisse zartere und feinere Seiten und Verhältnisse des Gemüthes und der Idee abzubilden, die in jenen früheren und einfältigeren Zeiten noch nicht erscheinen können, wo die Sprache im großen, vollen Klange und reißigen Heldentritt fast ganz unmittelbares Leben und Dichtkunst ist, wo sie aber in Klarheit, Bestimmtheit und Gewandtheit noch gar nicht in Prose sprechen kann? Bewahre Gott, das will ich nicht! Ich habe nur andeuten wollen, wie so Feines überhaupt angedeutet werden kann, das einem wie ein kaum erfasslicher Schatten immer unter den Händen zerrinnt, daß es unserer Sprache und Bildung in dem letzten Jahrhundert an innerem Gleichgewicht gefehlt hat und bis diesen Tag fehlt, weil unsre Gelehrten und Künstler meistens in einer dem Volke zu fernen Höhe einseitig schwebten und die rechte antäische, ergänzende und stärkende Kraft nicht aus den Wurzeln der Spracherde gewinnen konnten, und weil überhaupt in dem Volke das fröhliche, weidliche, mutige, freie, tapfere Leben und Wirken nicht war, das aus derselben immer frische Knospen und Blüten der Gefühle und Ideen hervortreiben und so das Sprachgebiet bereichern oder edle Tote, die ja nur in einem Scheintode lagen und noch nicht von der Verwesung ergriffen waren, wiederauferwecken konnte. Freilich gibt es einzelne außerordentliche Menschen, Sonnenkinder eines Zeitalters, wie von einem fremden Planeten Herabgekommene, die als

Verkünder, Herolde und Weissager gleichsam ohne ein Volk und eine große Geschichte einer herrlichen Zeit, die da kommen soll, voranschreiten, oder die auch wie zum Troste als letzte Heldenkrone und Liebeskranz von Gott auf die Leiche eines vergehenden Zeitalters gelegt werden; aber für die Mehrheit bleibt es immer wahr, wenn wir nämlich von einer natürlichen Literatur eines Volkes sprechen, nicht von einer künstlich gemachten, wie die zu Alexandrien und Pergamus und das gelehrte Treiben unter Hadrian z. B. in der alten Zeit waren, daß geschrieben und gedichtet werden muß, wie gefühlt und gelebt wird. Können wir denn das in unserer Literatur nicht auch gewahren? Zum Beispiel die Bücher aus dem fünfzehnten und der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, wo unsere Sprache sich zuerst zur Prose bildete, nachdem sie für die Dichtkunst lange ihre herrlichste Zeit gehabt hatte, atmen einen einfältigen, gutmütigen, harmlosen, treuen, behaglichen und tapfern Sinn, wie denn damals die Menschen noch nicht fühlen konnten, daß das reiche und mächtige Leben des Deutschen Reichs im Zerfallen und Zerfließen war. Es ist daher in den meisten Schriften jener Zeit das Gefühl von Mut, Wohlfühlen und Freude. Luther und die Reformatoren und ihre Gegner im ernstesten und strengsten Kampfe scherzen zwar noch zuweilen, wie die treue, einfältige und gutmütige Zeit scherzte und spielte, aber doch bemerkt man, daß die Sprache einen festen, ernstesten, kurzen, fliegenden und heftigen Gang zu gehen begann gleich der Zeit. Nach diesen großen Geistern, die um die größten Dinge stritten und kriegten, kamen kleinere, es kam Schulgezänk und trauriger und kleinlicher Hader und Neid und Hezerei und Durchstecherei aller Art. Nun verliert die Sprache sowohl die Kraft als den Wohlklang, und bei der Zersplitterung der Dinge und Herzen, wo alles sich an dem einzelnen zerarbeitete, begann sie leer zu werden an Einfalt und Anmut wie an Geist und Liebe. Nur einzelne zarte und mächtige Stimmen klangen noch

zuweilen von solchen, welche die heilige Muse Siona für den Kirchengesang begeisterte. — Darauf, als durch die Friedensschlüsse zu Münster und Osnabrück die Leiche des alten heiligen römisch-deutschen Reichs zerlegt und mit bunten Larven und Königs- und Herzogsmänteln und Pallien und Infuln und endlich auch mit Allongenperücken und Haarbeuteln eingekleidet und wiederaufgerichtet ward, als wäre noch Leben und Kraft in ihr, ward nicht hinfort die Literatur das Bild des deutschen Reichstags und der Friedensverhandlungen von Aachen, Köln, Nimwegen, Ryswik und Baden? Schien nicht die höchste Idee eines deutschen Stils in den Reichstagsberichten und der europäischen Fama ausgesprochen? Ward nicht die Sprache selbst, wie alle europäische Staaten bei jeder Friedens- und Kriegshandlung an unserm zerrissenen Reiche lappten und flickten und gelegentlich auch daran zerrten, nagten und mauseten, ward unsere deutsche Sprache nicht bunt-scheckicht wie die babylonische Verwirrung des Reichs, schnatterte sie, als die deutschen Männer deutschen Stolz und Hochsinn verlernt hatten und nur noch ein diplomatisches Vaterland sahen, nicht den Tönen und Lauten aller der Völker nach, die ihre Mitherrscher waren? Aus ihr selbst aber konnte sie weder den Donnerklang der Rede noch das Liebesgesäusel des Liedes mehr hervorblasen. Später, als mit den Jahren 1740 und 1750 einzelne Schriftsteller, eine begeisterte, vaterländische Bardenschaft, von dem Gefühle der Elendigkeit und Jämmerlichkeit der deutschen Literatur ergriffen, Hand ans Werk legten und wieder in reinen Tönen der Teutona singen und klingen wollten, wirkte die Armut und Trockenheit von unten aus dem Volke auf sie zurück: die Begeisterung, die sie entflammte, ward nicht von allen in Freude und Liebe getragen.

Es war doch nicht die Unmittelbarkeit des echten Lebens, doch nicht die volle, frische Lebensflut, es war doch eine Kunst in dem, was man deutsche Natürlichkeit nannte.

Kunst mußte es wohl sein, aber es war mehr Kunst als Trieb, und eben durch die Franzosen verführt, die man abschütteln wollte, legte man an das, was in Zeiten des fröhlichen Triebes wie die Eiche des Waldes und die Lilie des Feldes aus eigener Kraft wächst und blühet, oft das enge und knappe Maß an, was die Leute in Paris die ewige Regel des Geschmacks und der Schönheit nannten. In den Jahren 1770 und 1780 kam freilich mehr Leben und Strom in Sprache und Literatur, es kam auch hin und wieder mehr Erinnerung und Klang des Alten wieder, aber im ganzen hingen ihnen noch Nebel vor den Augen, daß wenige deutlich sahen, woher und wohin. Die große deutsche Zeit, die von dem zwölften bis sechzehnten Jahrhundert gewesen war, lag kaum in trüber Dämmerung vor ihnen, die Vergangenheit der Geschichte — man wird Kaiser- und Kriegsgeschichten und Reichstagshandlungen noch keine Geschichte des Volks nennen — war in den letzten drei Jahrhunderten wie versunken, und von jener altgermanischen und altnordischen Schwärmerei und Ritterlichkeit und von der Süßigkeit und Lieblichkeit der Zeit des Minnegesangs hatte man nur einzelne dunkle Töne klingen gehört: die tiefe Wurzel des Lebens der Sprache und die Erinnerungen der Sehnsucht und des Heldentums der Väter waren wie abgeschnitten. Und nun sollte aus der Magerkeit und der Dürftigkeit der Gegenwart, die an Finanzplänen, Zollgesetzen und Kriegsordnungen reicher war als an Freude und Einfalt, und aus der einzelnen Idee eines noch so reichen und tiefen deutschen Herzens das Mächtigste und Tiefste geschöpft werden. Es gelang einigen bis zur Bewunderung, daß sie groß waren fast ohne Volk und Vaterland; aber die herrlichen Strahlen, die hin und wieder ausschossen, hatten immer keine allgemeine Sonne, wohin als zu ihrem Mittelpunkt sie wieder zurückflossen, und woher sie neue Flammen holten.

Darauf ist unsere Zeit gekommen, eine Zeit geistiger und politischer Umwälzungen und Bewegungen, mit welcher

wenige frühere Zeiten verglichen werden können. Jeder hat in die hohe Flut und in die wilde Bewegung mit hinein gemußt, wenn er sich beim Anfange derselben nicht sogleich auf hohe Sanddünen zurückgezogen hatte. Kampf, Streben, Trieb nach allen Seiten, wohl oft zuviel, wie einige meinen. Kann sich aus dem Chaos, worin wir umgetrieben werden, ein politisches Leben gestalten, das eine fröhliche und mutige, deutsche Seele hat, so wird auch die deutsche Sprache aus dieser Zeit einst große Belebungen und Entwicklungen melden.

War in jener Zeit, wo mehrere brave Deutsche fühlten, daß die schwächlich und kümmerlich gewordene Sprache die Krähe und den Ausfluß, ja die Franzosen hatte, ein heftiges Widerstreben gegen die welschende und fälschende Wortmengerei und Ausländerei, so ging das eigentlich mehr auf die Wörter als auf die Gestalt der Ideen und den geistigen Ausdruck, welche durch die lange Gewohnheit des Fremden und die lahme Mattigkeit des Deutschen bei vielen der eifrigsten Deutschler doch eine halb französische Art und Farbe behielten. Das Widerstreben, das sich in den letzten Jahrzehnten gegen das Französische gebildet hat, liegt tiefer. Es ist bei manchen ein bloß idealischer Widerwille aus dem Gefühle entsprungen, das sich durch die Wiedererweckung der Erinnerungen unsers großen Altertums immer mehr erhellt hat, daß die französische Art und Kunst uns ewig eine fremde bleiben muß, wenn wir unser Größtes und Bestes nicht für blanke Zierlichkeit und kalte Feinheit hingeben wollen. Bei andern aber ist dies Widerstreben rein politisch, aus dem Unglück entsprungen, daß wir von dem Volke, dem wir über ein Jahrhundert nachgestrebt und nachgeächzt hatten, endlich hinterlistig unterjocht und auf das grausamste gemißhandelt waren. Bei diesen möchte man fast Haß nennen, was sie treibt; und deswegen sagen manche, daß der Haß sie übertreibt. Doch haben sie keineswegs unrecht, wenn sie behaupten, daß viel unnützer französischer Tand, den unsere Sprache

sich immer wieder als fremden und unnötigen und zum Theil recht lächerlichen Zierat anhängen will, und viele immer wieder auflebende französische Art, die sich tief in unserm Leben und in unsern Sitten eingenistet hat, noch bei uns auszutreiben ist. Aber ob dies so ausgetrieben werden kann, wie manche von ihnen es anfangen, das ist eine andere Frage. Gern ist man mit ihrer deutschen Liebe einig, aber zu einem Ziele führen mancherlei Wege.

Was nun besonders die Reinigung, Besserung, Erhebung und Bereicherung der Muttersprache betrifft, so sind, wie mir scheint, viele der redlichsten Streber und Eiferer für sie auf dem falschen Wege. Manche scheinen wie Knaben Blumen zu pflanzen, welche mit den Kronen schön leuchten, aber unten an den Stengeln keine Wurzeln haben und daher verdorren müssen, wie die Sonne darüber kommt. Neue Wörter machen, wodurch man fremde ersetzen will, alten fast verschollenen Wörtern wieder Geltung und Umlauf geben, das ist kein Werk der Willkür, es kann nur das Werk des lebendigsten und unbewußtesten Lebens sein. Das ganze Volk, wie ihm neue Gefühle und Begriffe aufgehen, schafft und findet auch neue Wörter und Zeichen für sie; höhere Geister schaffen und finden sie auch und bringen sie in Umlauf. Das schöpferische Volk wirkt da ebenso wie die dunkel und geheimnisvoll schaffende Natur, der schöpferische Geist vielleicht wenig anders, vielleicht nur selten mit Bewußtsein. Die Sprachkünstler und Sprachlehrer, meistens trockene und strenge Leute, wollen ihre Kinder nach Regeln zeugen und gebären, aber darum werden es so häufig Dummköpfe oder kommen auch gleich tot zur Welt.

Selbst die alten, trefflichen Wörter, die fast verschollen sind, und die man wieder lebendig machen kann und lebendig machen soll, müssen mäßig und bescheiden gebraucht werden, damit das Volk sie allmählich wieder für gute und echte deutsche Münze annehmen lerne. Denn sehr erklärlich und verzeihlich ist das Gefühl, welches einem ein zu sichtbares Streben und Bewußtsein bei Dingen, die

natürlich sein und wehen und scheinen sollen wie Luft
 und Licht, viel unleidlicher macht als eine unbewußte
 Nachlässigkeit und Vergessenheit. Auch mir und gewiß
 vielen andern Biederleuten ist es ein Greuel, daß unsere
 schöne, reiche und volltönende Sprache bei so vielen Ge-
 legenheiten und Gegenständen immer noch fast wie die
 verlegene und blöde arme Sünderin dastehen und sich ge-
 bärden muß, als wenn sie weder lauten noch sprechen könnte.
 Denn über manche Dinge, worüber sie vor zwei Jahr-
 hundertern noch ihr gutes und leichtes, reines Deutsch
 sprach, kann sie jetzt nur noch mit französischen Worten
 sprechen; ja sie hat es hin und wieder so weit gebracht,
 daß ihre eigenen Worte, wenn sie was bedeuten sollen,
 auf französisch gestützt und geschwänzt werden müssen.
 Ich glaube, wir sind in keiner Hinsicht mit unserer Sprache
 verlegen. Was schon Leibniz wußte, was der unsterbliche
 Ihre, der außerordentliche Sprachkenntniß hatte, in
 seinem vortrefflichen schwedisch-gotischen Wörterbuche
 gezeigt hat, daß unsere Sprache eine der ältesten, mannig-
 faltigsten, reichsten und herrlichsten Urbilder der frühesten
 Zeit ist, das müssen wir bedenken und nicht da nach
 Schätzen graben, wo sie für uns nicht liegen, und wo wir
 so leicht zur Falschmünzerei verführt werden können.
 Welch einen Reichtum, den anmutigsten und vielgehaltig-
 sten, haben wir an Mundarten, mehr als irgendein an-
 deres bekanntes Volk! Besonders möchte es leicht zu be-
 weisen sein, daß die sächsische Mundart, die bis in den
 höchsten Norden hinaufläuft, unerschöpfliche Minen hat,
 die künftiger Bearbeitung warten. Ich möchte fast be-
 haupten, daß in dem Bezirke zwischen dem Harz und der
 Weser und dem Rhein ein solcher Reichtum von Grund-
 wörtern und Grundbildern der Sprache liegt, daß ich die
 Wurzeln der meisten germanischen Sprachen und gewiß
 ein gutes Drittel der Wurzeln der griechischen Sprache
 dort wiederfinden will. Es ist unleugbar durch die Ge-
 schichte, daß der sächsische Stamm, zu welchem viele Völker-

schaften des skandinavischen Nordens und die meisten Völker des nordwestlichen Deutschlands bis an und über den Rhein gehörten, in mancher Hinsicht eine höhere Ausbildung der Verfassung, des Kriegswesens, der Sitten und der Sprache hatte als die östlichen Germanen. Man denke nur an die frühe Ausbildung der angelsächsischen Sprache, an die skandinavische Sprache in Norwegen und Island, an den Wohlklang, die Fülle und Bestimmtheit des Altschwedischen, weswegen eben in Schweden das dem Saffischen ähnlichere Schwedische über das Gotische gesiegt hat; und will man es bis diesen Tag in der klarsten Anschauung sehen, so durchwandere man Westfalen und lebe unter dem Volke und studiere seine Mundarten; dasselbe tue man in den Niederlanden, in Ost- und Westfriesland, in Holstein, Mecklenburg, Pommern, Brandenburg — und man wird erstaunen über den Reichtum von Anschauungen, Bildern und Ideen, welche diese Mundart vor allen andern deutschen Mundarten voraus hat. Was nun in dieser Mundart in Sprichwörtern und Volksscherzen niedergelegt ist oder vielmehr sich ruhig niedergelegt hat (denn in den meisten dieser Orte ruhet die Sprache zum Theil, weil sie keine schreibende ist), das hat jetzt freilich den Charakter des kleinen Volks angenommen, in dessen Kreisen es rundgeht, aber in der inneren Tiefe und in einer gewissen vielseitigen und vielspiegelig abgeschliffenen Feinheit deutet diese Mundart auf eine frühe Entwicklung und Bildung des Volkes hin, welches sie spricht; welche Entwicklung und Bildung wahrscheinlich älter war als die Einwanderung der sassischen Stämme in den Nordwesten Europas und Deutschlands. Vorzüglich ist der sassischen Art eine wunderbare schräge Darstellung eigen, wo sie die Dinge im Gegensatz oder gar in völliger Umkehrung betrachtet und abspiegelt. Dieses Schräge könnte klimatisch sein und ist es zum Theil auch. Weil die Natur in schroffen und ziemlich unfreundlichen Gegensätzen gegen den Menschen spielt, so könnte

daraus, indem er sich zugleich über sie und über ihre und seine Mängel lustig macht, die Ironie und Satire und die Ausbildung des Romischen, die hier sehr weit getrieben ist, als ein ganz natürliches Gewächs hervorgegangen sein. Diese Erklärung reicht bis zu einem gewissen Grade hin und findet auch in manchem ihre völlige Lösung; aber die zugleich durchblitzende und spiegelhelle Tiefe der Idee und ein gewisser, feiner Schalk (ein ganz anderer als der sassische Eulenspiegel), der aus der Vielseitigkeit und Vielgestaltigkeit der Bilder hervorblitzt, werden wahrlich nicht in den Hütten und Häusern freier Bauern und Bürger gebildet, sondern setzen ein feines, in mancherlei Verhältnissen und Verknüpfungen miteinander spielendes und sich einander beleuchtendes und bildendes, gesellschaftliches Leben voraus.

Man klagt bei unserer hochdeutschen Sprache mit Recht, daß es ihr an Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit der Bilder mangle, die zarten Lichter und Schatten der geselligen Verhältnisse und des zwischen dem sinnlichen und geistigen Triebe hinspielenden Gemüthes, wie es eben im lebendigen Leben spielen muß, auszudrücken und zu malen. Von dieser schrägen und schräg und seitwärts ein spielenden gesellschaftlichen Bildung scheint das Volk viel gehabt zu haben, welches ältestens sassisch redete. An Sprichwörtern, Sittensprüchen, feinen Bemerkungen und Vergleichen, schrägen Anschauungen und Namen, kurz an allem, was ins Gebiet des Lustigen und Romischen und in das lebendig lebende und wirkende Leben einschlägt, ist diese Sprache sehr reich. Viel ist in dieser Hinsicht aus der reichen Fundgrube schon geschöpft; weit mehr aber kann noch geschöpft werden. Auch deucht mir, daß sie viel mehr als die hochdeutschen Mundarten jener glücklichen Mittelfarben und Mittellichter hat, wo ein Wort zugleich das sinnliche und geistige Leben, die leibliche und geistige Mißgestalt oder Schönheit bezeichnet. Doch schon zuviel über einen Gegenstand, der sich der Darstellung fast

weigert und immer nur wie das Leben überhaupt aus der innersten Tiefe angeschaut und erkannt werden muß.

Was haben wir aber nun zu wünschen für die deutsche Sprache, und in welchen Zweigen könnte am verdienstlichsten für ihre Verschönerung und Bereicherung gearbeitet werden? Darüber einige flüchtige Bemerkungen.

Wie eine Sprache wird, und wie die hohen und tiefen Geister des Volkes aus ihr schaffen und wirken können, und wie wenig da wie in allem Lebendigen durch Absicht und Willkür zu erlangen ist, wie überhaupt jede Sprache und ihr Leben in jedem Zeitalter ein allgemeines Weltbild und Volksbild darstellen muß, das habe ich anzudeuten gesucht. Das Volk in seinem dunkeln und geheimen Leben und Wirken und einzelne große Genien, die schaffen und bilden die Sprache. Aber diese großen Geister stehen nicht allein, ihre unsterblichen Werke sind nicht allein ihre Arbeit und Geburt. Dankbar müssen sie erkennen, daß viele herrliche Kräfte, viele wackere und unverdrossene Männer vorarbeiteten und mitarbeiteten, damit sie so Großes hervorbringen konnten. Die Sprachkinder, Sprachlehrer, Sprachkünstler und alle andere Männer, die in irgendeiner Kunst und Wissenschaft treu fortschreiten und wirken, sollen uns immer in hohen Ehren bleiben; nur Sprachschöpfer im höheren Sinn und Wortmacher müssen sie nicht sein wollen. Das wird selten einer, der darum weiß, daß er es sein will, sowie der Mann, der recht darauf grübelte, wie er es anfinge, eines Raffael und Shakespeare Vater zu werden, am wenigsten solchen Sohn hervorbringen wird. Was wäre aber nun von denen, welche einen heiligen Eifer für das Einheimische und Deutsche haben, zunächst zu wünschen?

Das wäre der nächste Wunsch, daß der deutsche Sprachvorrat gesammelt würde.

Unsere Gelehrten sind mit einem löblichen Eifer beschäftigt, die lange im Moder der Vergessenheit gelegenen Sprachdenkmale unseres Mittelalters zu sammeln und

herauszugeben. Viel ist schon geschehen, und mehr ist noch zu hoffen. Aber traurig ist es, daß es dabei an einem Mittelpunkt fehlt, besonders an einem solchen Mittelpunkt, wo auch der äußeren Hilfe an Macht und Geld die Fülle wäre. Vieles von Urkunden und Denkmälern, was der deutschen Geschichte und Sprache trefflich dienen würde, bleibt im Dunkel begraben, weil ein kleinlicher Neid und eine noch kleinlichere Furcht, daß gewisse Besitz- und Rechterschleichungen, die jetzt aufgedeckt weder Schaden noch Vorteil bringen, zur öffentlichen Kunde kämen, sie zurückhalten. Vergleichen könnte nur die Macht beweglich machen, nicht die drohende Macht, die wir in solchen Dingen nicht lieben noch loben, sondern die bitende und beifallende Macht, die immer einen gewaltigen Zug haben wird. Anderes können die Kräfte einzelner Männer nicht lüften, kein Buchhändler druckt es, weil der Absatz die Kosten nicht bezahlt; auch fehlt es den Bearbeitern an Vermögen und Zeit, ihre ganze Muße daranzuwenden. Soll ich hier die alte Klage wieder singen, daß wir unglückliche Deutsche nicht einmal die Vorarbeit und das Vorgerät für unsere Geschichte getan und fertig haben? So müssen wir denn an die Forscher und Schreiber unserer Geschichte immer noch die ungerechtesten Forderungen machen. In den letzten zwanzig Jahren ist freilich für solche Dinge keine Zeit gewesen; aber diese Zeit muß nun doch bald kommen, wenn wir unersetzliche Schätze nicht ganz verlieren sollen. Und wie viele haben wir wohl verloren von den Jahren 1792 bis 1804 bei dem Hin- und Herflüchten, Verschleppen, Entwenden, Stehlen, Vertrödeln und Verganten von Urkunden und Schriften und später bei der wilden und geschwinden Umkehrung der Klöster, Stifter, Reichsstädte und bei der Aufräumung und Ausleerung ihrer Bücher-, Gerät- und Kleinodienkammern!

Das wäre jetzt auch die Zeit und zwar die höchste und letzte Zeit, daß in Deutschland im großen Stile entweder

unter dem Schutze einer Regierung, welche die Mittel dazu hergäbe, oder durch die Vereinigung einzelner eine Gesellschaft für die Sprache gebildet würde, nicht eine solche, die sich bloß hinsetzte und an dem Vorhandenen klaubte, feilte, besserte und regelte, sondern eine lebendige und frische Gesellschaft, die sich über ganz Deutschland von den Alpen und der Maas und Mosel bis an die Elbe und Memel verbreitete und Männer von Kenntnissen und gutem Sinn und Geruch und Fähigkeit, das Lebendige aufzufassen, in die einzelnen Landschaften und Gaue versendete, daß sie aufläsen und erkundeten, was vom Sprachvorrat noch aufzulesen und zu erkunden ist. Diese Lesen und Sammlungen, fünfzehn und zwanzig Jahre so fortgesetzt, würden dann mit dem, was im Druck und in der Handschrift schon vorhanden ist, zusammengelegt und allmählich herausgegeben. So würden wir besondere Wörterbüchlein der einzelnen Landschaften und Gaue, oft eines einzelnen Tales oder eines Inselschens erhalten; und dann könnte später von geistvollen und gelehrten Männern endlich auch ein deutsches Wörterbuch gefertigt werden.

Ich habe gesagt, es ist die höchste und letzte Zeit, daß wir anfangen müssen zu lesen und zu sammeln. Nicht, daß ich gerade ungeheure Schicksale des deutschen Volks fürchtete — denn wozu sollten wir dann sammeln? — oder ein Verderbniß und einen Untergang der deutschen Sprache; sondern ich fürchte etwas anderes, ich fürchte den Untergang und das Vergessen alles Alten. Eine neue Zeit ist da, eine gewaltige Zeit, welche wie eine Sündflut hereingebrochen ist und vieles schon weggeschwemmt hat, dem manche vor dreißig und vierzig Jahren noch wohl die Dauer einer kleinen Ewigkeit zutraueten. Diese neue Zeit bringt neue Triebe, neue Anziehungen, neue Bedürfnisse. Manche Gegenstände, die sonst gewußt und geübt werden mußten, haben allen Reiz für die Kunde und für das Leben verloren, und mit ihnen muß notwendig viel anderes in das Grab der Verwesung sinken, wenn er durch

gemeinschaftliche Fürsorge der Weiseren und Besseren nicht gerettet wird. So vieles, was für deutsches Leben, deutschen Brauch und Gewohnheit und deutsches Recht sonst wichtig war, ist es heut nicht mehr, und die Studien und Übungen, welche sich darauf bezogen, müssen natürlich auch schlafen gehen. Wenn man nun jene Sprachschätze sammelt, so sammelt man ja nicht bloße Wörter, nicht bloße äußerliche Hüllen und Schalen der Dinge, worin der Kern fehlt; nein, man sammelt, wenn man Geist zu dem Geschäfte mitbringt, das deutsche Leben und die deutsche Geschichte in ihren Reimen. Und wann sie einmal gesammelt sind, möchten sich wohl solche finden, die diese Reime zu lieblichen Blumen und stolzen, himmelragenden Eichen der Kunst und Wissenschaft entwickeln könnten. Man wird, wann man den ganzen Vorrat beisammen hat, erstaunen über den reichen Schatz, und wenn die rechten Geister darüberkommen, die das Wichtige von dem Unwichtigen und das Gold von den Schlacken zu scheiden und aus den unendlich vielen und kleinen und feinen Bilderchen ein großes und helles Bild zusammenzusetzen verstehen, dann wird man sich der Ausbeute freuen. Denn für unser ältestes und frühestes Leben, für unsere ganze Geschichte, für unsere Sitten, unsere Gesetzgebung, Wissenschaft und Philosophie würden wir viel Herrliches finden. Das sage ich aber aus dem Gefühle und der Andacht vieler wackeren Männer heraus, daß uns nach hundert Jahren für manches ganz die Schlüssel fehlen würden, es aufzuschließen. Denn es ist unglaublich, wie geschwind der Wendepunkt einer neuen Zeit oft die Erinnerung von dem auslöscht, was vor wenigen Jahrzehnten noch so lebendig war. Das Beispiel liegt ja so nahe. Wußten die Männer, welche in den Jahren 1740 und 1750 die deutsche Sprache und Literatur wieder zu rühren und zu bewegen anfangen, noch viel von dem Deutschland, das in den Jahren 1440 und 1500 gewesen war, geschweige von dem Deutschland der Jahre 1200 und

1300? Waren die Namen und Taten und Werke der Väter nicht verschollen — und doch hatten wir die Buchdruckerkunst und der Schreibseligkeit genug — waren die Augen und Ohren nicht verschlossen, daß sie nicht sehen und hören konnten, was in tausend lieblichen und lustigen Hieroglyphen in Kirchen, Türmen, Burgen und Mauern da stand und von den Lippen der Hirten und Handwerksburschen erklang?

Wenn die Sprache so in allen ihren Grenzen gesammelt wäre, würden wir manches finden, was uns des meisten Fremden entbehren ließe, wir würden in dem Alten für manches Neue und Neueste die trefflichsten Zeichen und Namen finden. Aber unser Sprachkreis ist nicht bloß auf Deutschland und auf seine Mundarten beschränkt. An den Niederlanden, Dänemark, Schweden und Norwegen sind wir Miterben, wie wir ihnen an uns die Miterbschaft zugestehen, ja wir sind es an England und Schottland. Diese Sprachen, wie verschieden sie sich in mancher Hinsicht auch gebildet haben, sind doch bis auf den heutigen Tag die verwandtesten und enthalten die reichsten Entwicklungen, Bildungen, Deutungen und Erklärungen, ja selbst Belebungen und Ergänzungen aus einander. Manche herrliche, einzig bezeichnende und malende Wörter Schwedens, Norwegens und Islands könnten wir so aufnehmen, ohne daß deutschen Menschen in ihnen etwas Fremdartiges zu begegnen scheinen würde; ebenso sie von uns. Das südliche Britannien ist seit dem elften Jahrhundert mehr romanisiert, das nördliche aber und drei Viertel Schottlands sind immer fast ganz germanisch geblieben und haben viel später erst die romanisch-englische Sprache als Schriftsprache angenommen. In den herrlichen Romanzen und Balladen Nordenglands und Südschottlands weht in Sinn, Ton, Farbe und Sprache durchaus ein rein germanischer Geist, von welchem uns etwa ein Drittel, zwei Drittel aber den Skandinaviern zugute kommen. Denn daß auch die alten Pikten skandinavische Germanen waren

(vielleicht sang Ossian zur Zeit ihrer Kämpfe mit den Kale-
doniern, einem gallischen Volke) und wie später Sachsen,
Angeln, Normänner die Lande eingenommen haben, dar-
über sind alle besten schottischen Geschichtsforscher einig.
Das ist aber wahr, daß die jetzigen Engländer und Schotten
viele Wörter jener kostbaren Überreste aus dem Zeitraum
vom dreizehnten bis siebzehnten Jahrhundert aus ihren
Sprachen gar nicht zu erklären wissen, und daß sie zu den
Isländern, Schweden, Normännern und Sassen ihre Zu-
flucht nehmen müssen. Ich habe manche, ihren besten
Sprachforschern unerklärliche Wörter und Gebräuche aus
den Sitten und Gebräuchen und den Sprachen des schwe-
dischen und sassischen Volks deuten können, selbst durch
Wörter, die sich nur einzeln in meiner abgeschlossenen
Heimat, einer Insel der Ostsee, finden.

Bei dem Eifer für die germanischen und deutschen Alter-
tümer, der sich nicht bloß in unserm Vaterlande regt, son-
dern sich viel früher in Dänemark und Schottland regte
und nun endlich auch in Schweden beginnt, welches herr-
liche Volk ein Jahrhundert in den Ketten französischer
Zierlichkeit und Affecterei erstarrt und erforen gelegen hat,
wird sich wohl in guten Tagen wieder erneuen, was Schölzer
und manch andere, die viel weniger wußten als Schölzer, oft
für ganze, immer für halbe Märchen ausgaben. Der nor-
dische Mensch, den die Sehnsucht des kurzen Lenzes und
der in manchen Monaten zu kurzen Sonne ganz natürlich
zu einem lüsternden Wandervogel macht, wird wahrschein-
lich mit anderm Sinn, als mit welchem er Göttingen und
Leipzig zuweilen noch besucht, die deutschen Universitäten
bereisen: er wird nicht bloß nach der Gelehrsamkeit fahren,
sondern auch nach den Landen und Leuten. Welche Ähn-
lichkeiten, welche Deutungen, welche wunderfame Rätsel
und Hieroglyphen wird er hie und da finden, die ihm viele
Sehnsuchten und Ahnungen im Busen wecken müssen!
Wenn er nach Friesland kommt und hin und wieder seine
Sprache und Art wiederfindet, wenn er dort des großen

Heldenjünglings Siegfried denkt, dessen große Mär den Norden und Westen verbindet und über die Gestade des Rheins hinausläuft und dann wieder in das ferne Land des Eises und Schnees hinab, wo die Riesen und Zwerge und Zauberprinzessinnen wohnten? Wenn er das Elsaß, Oberschwaben, das Vorarlberg und die Schweiz durchwandert und so viele verwandte Töne und Bilder und Gesichte ihm begegnen? Und endlich, was in unsern ältesten Heldenliedern niedergelegt ist, gehört es nicht auch ihm an, wie uns dem Sinn und der Bedeutung des Lebens nach die Edda mitangehört? Denn der Streit um den historischen Besitz und um das Alter und die Jugend ist der kleinste Streit. Uns Deutschen könnte es aber wohl so erspriesslich sein, wenn viele von uns, die bei den Franzosen und Italienern oft ganze Jahre verspielen, einmal wieder gen Norden zögen und sähen, wie es sich bei den gastlichen Schweden und Normännern und auf den schönen Inseln der gerübrigen und freundlichen Dänen lebt. Da würden wir über unser Eigenes auch manches zu denken bekommen, was uns daheim im Vaterlande nicht einfällt, und manche Sehnsuchten, Gefühle und Anschauungen würden wieder jung in uns werden, welche gerade zu dem tiefsten germanischen Leben und Streben zurückwinken und zurückmahnen.

Kurz, hier im Norden ist die gemeinsame Wurzel des Triebes und Lebens mit uns die älteste und ist von den Nordländern auch selten erkannt worden. Und wie rüstig haben sie für das Alte gearbeitet! Besonders die Dänen, welchen in dem letzten halben Jahrhundert das größte Lob gebührt. Denn die Schweden, welche in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zuerst so mutig anfangen, sind stehengeblieben, weil sie seit den Jahren 1720 und 1730 den welschen Medusenschild gesehen hatten. Doch jetzt rüsten auch sie sich wieder für das Vaterländische. Zusammenhang mit der deutschen Sprache und Literatur hat der Norden in allen Zeiten gehabt. Im sechzehnten

Jahrhundert schlang die Reformation zwischen Deutschland und ihm ein neues, mächtiges Band und hat auch auf seine Sprache und Literatur den allergrößten Einfluß gehabt, einen zu großen, klagten viele Nordländer. Luthers Bibel und andere Schriften wurden fast wörtlich von ihnen übertragen, und auch die oben erwähnte heilige Dichtkunst der Lutherisch-Evangelischen ist beiden Völkern fast ganz gemeinsam geworden; und die Schweden haben unter Gustav Adolf, Christinen und den großen pfalzgräflichen Königen eine Zeit gehabt, wo die deutsche Sprache vor allen Sprachen den Vorrang hatte, und wo gegen den Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts und im Anfange des achtzehnten unter der Regierung Karls XI. und Karls XII. schwedische Dichter in reinerer deutscher Sprache sangen als die Deutschen nach Opitz und Fleming. — Und nun ist, wie mir deucht, die Zeit da, wo wieder etwas anderes zusammenfügen und einigen muß.

Sollte dies ein Traum sein? Nein, ich hoffe es nicht. Die Flamme, die neu entzündet ist, kann doch nicht erlöschen, ehe sie Aschen gemacht hat. Wenn wir politisch bestehen, wenn unser Vaterland irgend noch die Tugend und das Glück hat, sich politisch einen Leib und eine Gestalt zu erschaffen, so wird der deutsche Adler mit neuem Geist und Streben höher und höher fliegen, und der Klang seiner Flügel wird den weißen nordischen Falken herablocken, der nun in seinen Felsen und Klippen, daß die Götter und Helden zu Grabe gegangen und die Geschichte schweigt, in einsamer Trauer die Flügel hangen läßt. Der germanische Norden und Süden werden wieder zueinander kommen, nicht durch das Schwert, wodurch ihrer beider Schäden nicht geheilt werden können, nein, durch den seligen Lichtreiz der Wissenschaft und Dichtkunst. — Und können wir, die am Rhein und an der Elbe und Donau wohnen, der nordischen Brüder entbehren? Wir haben ihrer lange entbehrt; aber in welcher Zeit? Im Mittelalter waren sie immer frisch bei uns, ja sie lebten und blüheten recht in unserer

Mitte und umfaßten in den Sagen und Heldenliedern unser innigstes Leben. Die erhabene Schwärmerei, die vom Norden weht, die unendliche Sehnsucht nach einem ewigen Frühling und einer ewigen Liebe, die aus den Herzen und Augen nordischer Menschen funkelt, der lebenverachtende und mit kühner Unschuld allen Gefahren entgegenbrausende nordische Ungeßüm, der noch immer bis zur Zauberei lebendige Fabel- und Natursinn, dann die Einfalt, Treue, Gastlichkeit, Biederkeit und der stille Menschen- und Freiheits-sinn, der dort in jeder Bauernhütte blüht — o deutsche Jünglinge, ihr könntet da wohl mehr holen und lernen, als ihr oft von den Gassen Roms und Paris' zu Hause bringt. — Und sie bei uns? Wir sind ihr Süden; bei uns sollten sie zuerst ein Maß des südlichen Lebens lernen, ehe sie nach Frankreich und Italien reisen. Dort umfängt die, welche gleich sehnsüchtig südliche Nachtigallen und fabelhafte Riesen und Verzauberte suchen, zu leicht das zauberische Netz sinnlicher Lüsterheit und Verführung, und sie bringen kein frisches Leben, sie bringen den glatten oder den welken Tod mit in die Heimat.

*

Das Alter, die Jugend

Und es sind Leute, die sich immer für die Alten ausgeben — ich glaube doch nicht, daß es Nachkommen des ewigen Juden, des Schuhmachers Alhasverus, sind und, etwa ihrem Ahnherrn nachstrebend, drei, vier Jahrhunderte gelebt haben oder leben wollen — das wäre schlimm für uns — und über das meiste, was hier geschrieben steht, wird von ihnen jugendliche Träume, verrückte Schwärmereien und Tollheiten, Jugendschwinderei und Jugend-unreife und dergleichen ausgerufen werden, ungefähr so, wie ein sechzigjähriger Professor, zu dessen Füßen ich einst saß, den achtzigjährigen Kant halb mitleidig, halb zornig in seinen Vorlesungen immer mit Vir Juvenis (Gelschnabel,